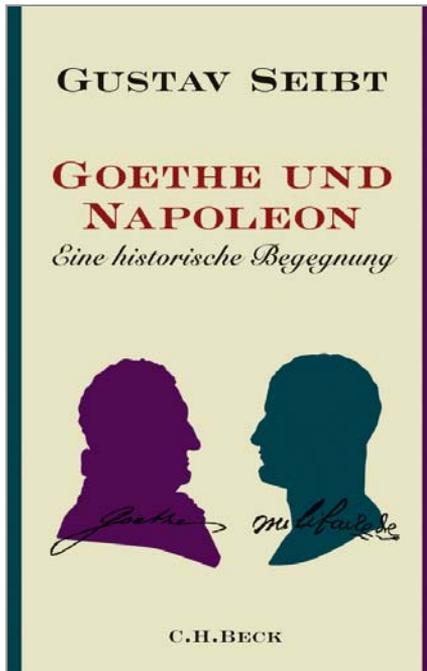


Unverkäufliche Leseprobe



**Gustav Seibt**  
**Goethe und Napoleon**  
Eine historische Begegnung

256 Seiten, Gebunden  
ISBN: 978-3-406-57748-2

## Soldaten am Frauenplan

*Weimar 1806: Die folgenreiche Nichtbegegnung mit Napoleon*

© Verlag C.H.Beck

Zweimal schwebte Goethe in der Gefahr, sein Leben im Krieg zu verlieren. Der erste dieser Momente tödlicher Bedrohung war der Nachmittag der Kanonade von Valmy am 20. September 1792, der zweite die Nacht vom 14. auf den 15. Oktober 1806: Preußen hatte die Schlacht von Jena und Auerstedt gegen die napoleonische Armee verloren, und es drohte das Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach samt seiner Residenz mit in den Zusammenbruch zu reißen.

Bei Valmy hat Goethe die Gefahr selbst aufgesucht. Als Zivilist begleitete er Carl August, seinen Herzog, der Chef eines preußischen Kürassierregiments war und in dieser Funktion am Feldzug der preußisch-österreichischen Koalitionstruppen gegen das revolutionäre Frankreich teilnahm. Goethe, der sich in diesen Wochen durchweg im Kreis hoher Offiziere bewegte, war der Meinung, «daß, wer sich in einen Kriegszug einlasse, durchaus bei den regulierten Truppen, welche Abteilung es auch sei, an die er sich angeschlossen, fest bleiben und keine Gefahr scheuen solle: denn was uns auch da betreffe, sei immer ehrenvoll.»<sup>1</sup> Also blieb er an der Spitze der verbündeten Armee, als sie auf ihre französischen Gegner traf und es so aussah, als beginne nun eine Schlacht. Kugeln schlugen in einem Moment der Unachtsamkeit von der Seite dutzendweise vor seiner Eskadron nieder, wühlten sich in den weichen Boden und bespritzten Pferde und Reiter mit Schlamm.

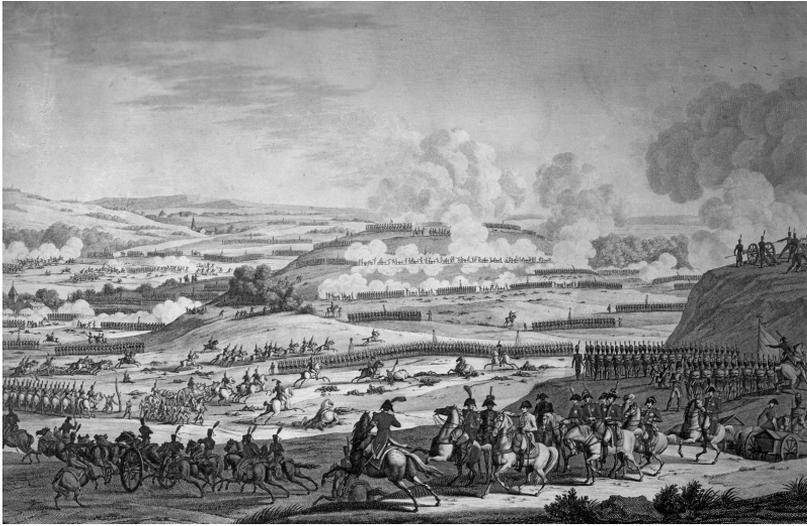
Doch Goethe riskierte noch mehr. «Ich hatte so viel vom Kanonenfieber gehört und wünschte zu wissen wie es eigentlich damit beschaffen sei.» Er ritt auf ein Vorwerk, das gerade erobert worden war und überblickte zerschossene Dächer, herumliegende Weizenbündel, die darauf ausgestreckten tödlich Verwundeten, und er beobachtete die Kanonenkugeln, die auf den Überresten der Dächer klapperten. Ganz allein ritt er auf den Höhen weiter: «Ich war nun vollkommen in die Region gelangt, wo die Kugeln herüber spielten; der Ton ist wundersam genug, als wär' er

zusammengesetzt aus dem Brummen des Kreisels, dem Butteln des Wassers und dem Pfeifen eines Vogels.» Immerhin schützt der vom Regen aufgeweichte Boden vor dem Rückstoß, der Gefahr des Ricochetierens.

Was Goethe nun erlebte, hat ihn sein Lebtag nicht mehr losgelassen; wiederholt hat er davon erzählt. So notierte die Weimarische Erbprinzessin Maria Paulowna, eine Schwester des Zaren Alexanders I., im April 1806, Goethe habe eine Beschreibung dessen gegeben, was man gewöhnlich «das Kanonenfieber» nenne – und dieses Wort schreibt die Prinzessin in ihrem französischen Text auf Deutsch: «*une description de ce qu'on appelle communément das Kanonenfieber.*»<sup>2</sup> Anderthalb Jahrzehnte später gab er davon eine ausführliche Schilderung in seinem Feldzugsbericht «Auch ich in der Champagne!», dem Buch, das wir als «Campagne in Frankreich» kennen. Sie zeigt die geschulte Beschreibungskunst des Naturwissenschaftlers, der sich einen Moment existenzieller Bedrohung durch Sachlichkeit vom Leibe hält. «Es schien als wäre man an einem sehr heißen Orte, und zugleich von derselben Hitze völlig durchdrungen, so daß man sich mit demselben Element, in welchem man sich befindet, vollkommen gleich fühlt. Die Augen verlieren nichts von ihrer Stärke, noch Deutlichkeit; aber es ist doch, als wenn die Welt einen gewissen braunrötlichen Ton hätte, der den Zustand sowie die Gegenstände noch apprehensiver macht. Von Bewegung des Blutes habe ich nichts bemerken können, sondern mir schien vielmehr alles in jener Glut verschlungen zu sein. Hieraus erhellet nun, in welchem Sinne man diesen Zustand ein Fieber nennen könne.»

Die Schlacht fand dann doch nicht statt, am Abend erwies sich, dass die Franzosen standgehalten hatten, und von diesem Moment datierte Goethe bekanntlich rückblickend eine neue Epoche der Weltgeschichte: «Und ihr könnt sagen, ihr seid dabeigewesen.» Von seiner hasardeurshaften Erfahrung des Kanonenfiebers aber erzählte er gern jungen Damen: nicht nur der Weimarer Erbprinzessin, sondern auch seiner letzten Liebe, der jungen Ulrike von Levetzow, der er 1822 das Buch «Auch ich in der Champagne!» druckfrisch schenkte.

Umso bezeichnender ist, dass Goethe von seiner zweiten leibhaftigen Erfahrung mit dem Krieg, der Nacht von Jena und Auerstedt, selbst so gut wie nichts berichtet hat, obwohl er die beiden Momente – Valmy 1792 und Weimar 1806 – durchaus aufeinander bezogen hat. Dabei haben die Ereignisse von 1806 sein Leben viel stärker erschüttert als das



*Die Schlacht bei Jena*

«Kanonenfieber» von 1792, ja sie haben diesem Leben in mancher Hinsicht eine neue Richtung gegeben. Fast alles, was wir darüber wissen, müssen wir aus Mitteilungen aus Goethes Umgebung rekonstruieren.

Das letzte Gefecht der Schlacht bei Jena fand in den Nachmittagsstunden gegen 16 Uhr am östlichen Ortsausgang von Weimar statt, beim «Webicht», einem kleinen Wäldchen am Ufer der Ilm. Danach zogen sich erst die Preußen durch die Stadt in Richtung Erfurt zurück, ihnen folgten ab circa 17.30 die ersten französischen Truppen. Die skelettartig knappen Angaben in Goethes Tagebuch notieren den äußeren Ablauf: «Deroute der Preußen Abends um 5 Uhr flogen die Cannonenkugeln durch die Dächer um  $\frac{1}{2}$  6 Einzug der Chasseurs. 7 Uhr Brand Plünderung schreckliche Nacht. Erhaltung unseres Hauses durch Standhaftigkeit u. Glück.»<sup>3</sup>

Das schreibfreudige, unentwegt Ströme von Briefen in alle Himmelsrichtungen aussendende Weimar hat der Nachwelt viele weit ausführlichere Schilderungen der «schrecklichen Nacht» mit ihren Plünderungen und Gewalttaten hinterlassen. Da lesen wir vom Hämmern an Türen, aufgebrochenen Schlössern, zerschlagenem Mobiliar, geraubten

Wertgegenständen, ausgeräumten Vorratskammern, von Brand und Lebensgefahr, begleitet von wilden Gesängen und Misshandlungen, wir erfahren von Vergewaltigungen. Aber die gebildete Gesellschaft der Residenz war kosmopolitisch und unbefangen genug, um auch die Beispiele korrekten Verhaltens und ritterlicher Courtoisie bei den französischen Eroberern, vor allem des meist untadeligen Offizierscorps', zu würdigen. Die Spannweite der Erfahrungen war groß. Christoph Martin Wieland konnte nicht nur melden, dass er, der im Alter von 73 Jahren zum ersten Mal in seinem Leben dem Krieg unmittelbar ins Gesicht sah, «völlig unbeschädigt geblieben» sei, und dass die zu ihm kommenden «Husaren und Chasseurs, so bald sie mich nur erblickten, so zahm wie Lämmer wurden» und mit anderthalb Dutzend Flaschen Wein vorliebnahmen; sondern noch mehr: «Schon am Mittwoch Morgen,» – also am 15. Oktober – «zwischen 7 und 8 Uhr, stellte sich, auf Befehl des Prinzen Murat, ein sehr braver Gensd'arme als Sauve Garde bey mir ein, und wenige Augenblicke darauf kam der Reichs-Marschall Ney in eigener Person, mir im Namen des besagten Prinzen anzukündigen, daß ich unter unmittelbarem Kaiserlichen Schutz stehe, und mir die verbindlichsten und schmeichelhaftesten Dinge zu sagen, die mir in meinem Leben gesagt worden sind.»<sup>4</sup> Hier wurde ein den Franzosen bekanntermaßen freundlich gesinnter berühmter Autor vor allen Übeln bewahrt.

Am anderen Ende des Spektrums stehen Fälle wie der von Goethes Schwager, des Schriftstellers und Bibliothekars Christian August Vulpius, dessen junge Frau vergewaltigt wurde, oder das tragische Schicksal von Goethes Frankfurter Landsmann und Freund, des Malers Georg Melchior Kraus. Der Siebzigjährige leitete das Fürstliche freie Zeicheninstitut, in dem sich vor allem adelige und bürgerliche Damen in den graphischen Künsten übten. Kraus wurde in der Nacht vom 14. auf den 15. Oktober Opfer der Plünderung. Er musste alles, was er besaß, ausliefern, und als er keinen Wein mehr herzugeben hatte, misshandelten ihn die Soldaten nicht nur körperlich, sie vernichteten auch viele seiner filigranen Zeichnungen. Sein Haus wurde ein Raub der Flammen. Obdachlos flüchtete der alte Mann erst ins Schloss, dann zu seinem Freunde, dem Verleger Bertuch. Kraus erkrankte in Folge der erlittenen Misshandlungen auf das Schwerste und starb am 5. Oktober, drei Wochen nach der Nacht der Schrecken. Seine Beerdigung war die einzige, an der Goethe überhaupt in seinem späteren Leben teilnahm.

So etwas konnte also auch passieren, aber wenn man den Blick von den Einzelfällen aufs Ganze erhebt, muss man feststellen, dass Weimar, nicht zuletzt im Kontrast zum schwer geschlagenen Jena, noch Glück hatte. In die Residenz mit ihren etwas mehr als 7000 Einwohnern brach eine Armee von vierzig- bis fünfzigtausend Soldaten samt deren Tross ein. Die Männer waren erschöpft und aufgeputzt von der soeben bestandenen Schlacht, vor allem waren sie hungrig und durstig. Die napoleonischen Truppen pflegten nicht mit langen Nachschublinien zu operieren, sondern sich durch Requisitionen aus den durchzogenen Gebieten zu versorgen. Das Herzogtum Weimar war nun nicht nur der Schauplatz der Kriegshandlung, sondern auch einer von den zwei deutschen Verbündeten des Feindes Preußen – der andere war Braunschweig, das Land des Oberbefehlshabers. Weimar konnte sich also keine Hoffnung auf Schonung machen. In der Nähe des Schlosses wurden fünf Gebäude angezündet, von denen eine gerade Rauchsäule in den Himmel stieg, die den verstreuten Truppen ihren Sammlungspunkt anzeigte. Man glaubte schon, die Stadt brenne an vier Ecken, Panik kam auf. Doch, wie Johanna Schopenhauer schrieb: «Menschen wollten das arme Weimar verderben, Gott war barmherzig.»<sup>5</sup> Der Himmel meinte es gut: Der Tag war windstill, die Sonne ging schön und klar hinter Erfurt unter, das Feuer verbreitete sich nicht, und wunderbarerweise fiel kein Funke auf den in vielen Straßen herumliegenden, teilweise offen verstreuten Sprengstoff aus den Munitionsfässern der abgezogenen Preußen.

Die kleine Stadt entging einer Katastrophe. Der Plünderung wurde zwar erst am 16. Oktober offiziell Einhalt geboten, doch blieben die Verluste überschaubar. Neben den fünf verbrannten Anwesen in der Vorwerksgasse scheinen nicht mehr als zwei Dutzend Häuser regelrecht ausgeplündert und vandalisiert oder angezündet worden zu sein – darunter allerdings auch das der Frau von Stein. Die größten Einbußen betrafen Geld und Gut, die ein Stadthistoriker so beziffert: «Neben 139 851 Reichstaler Bargeld wurde die Bevölkerung der Stadt an einem Tage und in zwei Nächten ärmer um 3242 Stück Zug- und Schlachtvieh, darunter allein 109 Pferde, 6846 weimarische Scheffel Getreide, 9286 Zentner Heu, 339 Stroh-Schütten Stroh, 40 836 Maß Wein, 25 779 Maß Bier, 8605 Maß Branntwein, Wäsche im Werte von 56 840 Talern, Silberwerk von 21 432 Taler, Möbel für 11 250 Taler, Materialwaren und Schnittware im Werte von 69 403 Talern.»<sup>6</sup>



*Erbprinzessin Großfürstin Maria Paulowna, 1805*

Prekär war für das Herzogtum Weimar vor allem der politische Moment. «Herzog von Weimar und Eisenach wären wir einstweilen gewesen.» Das soll Carl August, der Landesherr und Goethes Freund, nach der preußischen Niederlage, während des Rückzugs auf einer Trommel sitzend, gesagt haben.<sup>7</sup> Der Herzog hatte sich unmittelbar vor dem Beginn des Krieges, trotz vielfach skeptischer Beurteilung der Berliner Politik und des Königs Friedrich Wilhelm III., mit Weimars traditioneller Vormacht Preußen verbündet, und so stellte das Herzogtum ein Bataillon von mehr als 700 Mann. Vor allem aber spielte Carl August als Heerführer eine wichtige Rolle in der preußischen Armee; er leitete die Vorhut, die über den Thüringer Wald den Franzosen entgegen nach Franken hatte vorstoßen sollen. Als dieser Plan an der Geschwindigkeit Napoleons gescheitert war, gelang es Carl August, ein Detachement

ohne Verluste über die Elbe nach Norden zurückzuziehen und so aus dem unkoordinierten Chaos und der wilden Flucht der übrigen preußischen Kriegsführung herauszuhalten. Dieser Erfolg wird dem strategischen Scharfblick Napoleons kaum entgangen sein. Hier hatte er einen Feind vor Augen, der etwas fähiger schien als die übrigen preußischen Generäle, von deren Untüchtigkeit er soeben bei Jena und Auerstedt so lebhaft Beweise erhalten hatte, und der mehr wagte als die anderen thüringischen Souveräne, die sich vorsichtig lavierend aus dem Krieg herausgehalten hatten.

Allerdings hatte das Weimarer Fürstenhaus einen Trumpf in der Hand, den der Kaiser nicht ignorieren konnte: Erbprinz Carl Friedrich war seit 1804 mit einer Schwester des Zaren verheiratet, der Großfürstin Maria Paulowna, die wir als ZuhörerIn von Goethes Erzählungen bereits kennen. Und auf den Zaren Alexander I., 1805 mit Österreich verbündet und so auch ein Gegner bei der Schlacht von Austerlitz, nun mit Preußen alliiert, und noch keineswegs besiegt, musste Napoleon Rücksicht nehmen; er dachte wohl damals schon daran, ihn auf seine Seite zu ziehen. Und da verbot es sich, allzu hart gegen einen Fürsten zu verfahren, der dem russischen Kaiser so nah verwandt war. Auch zeigte die französische Politik insgesamt die Tendenz, Preußen von seinen sächsischen Nachbarn zu trennen und dabei auf eingefleischte antiborussische Ressentiments zu setzen, mit Erfolg, wie sich erwies.

Sonst wäre das Schicksal des Herzogtums Weimar wohl tatsächlich so besiegelt worden, wie Carl August es eine Zeitlang erwartete und wie es dem Herzogtum Braunschweig tatsächlich erging. Es wäre beileibe nicht der einzige deutsche Zwergstaat gewesen, der in jener Zeit von der Landkarte verschwand. Der Moment nach der verlorenen Schlacht war jedenfalls außerordentlich bedrohlich. Der Landesherr befand sich weit entfernt und unerreichbar auf Märschen nach Norden. Die Herzoginmutter Anna Amalia hatte noch am 14. Oktober die Residenz fluchtartig verlassen. Die herzoglichen Prinzen dienten bei den preußischen Truppen. So vertrat allein die Herzogin Luise, Carl Augusts Gemahlin, die legitime Obrigkeit, unterstützt von der obersten beratenden Behörde des Herzogtums, dem Geheimen Consilium, bestehend aus den Exzellenzen Christian Gottlob Voigt und Wilhelm Ernst von Wolzogen sowie dem Wirklichen Geheimen Rat Exzellenz Johann Wolfgang von Goethe. Dieser war zuständig vor allem für die kulturellen Belange wie die Leitung

des Hoftheaters, der Bibliothek sowie nicht zuletzt auch die Steuerung der Universität Jena und die Verwaltung von deren wissenschaftlichen Sammlungen – doch war er selbstredend, wie vor allem der Briefwechsel mit dem Kollegen und engen Freund Voigt zeigt, auch über alle anderen politischen Fragen des Herzogtums genauestens informiert; und selbstverständlich musste in einem derart kritischen Moment auch Goethes Rat dringend erwünscht sein.

Zunächst spielte Herzogin Luise die entscheidende Rolle. Das erst kürzlich unter der Leitung Goethes wiederhergestellte Weimarer Schloss wurde zur Fluchtburg Hilfesuchender, darunter Charlotte von Schiller und Frau von Stein. Und hier wartete man auf den Sieger, für den Unterkunft und Bewirtung bereitgehalten wurden. Unterdes wurden die bereits eingetroffenen französischen Generäle – Rapp und Murat – von der Herzogin beschworen, den Plünderungen Einhalt zu gebieten, vergebens, denn Gnade walten zu lassen, war das Privileg des Kaisers.

Napoleon, der siegreiche Kaiser der Franzosen, traf am Nachmittag des 15. Oktobers im Schloss zu Weimar ein. An den Szenen, die sich nun und am folgenden Tag zwischen ihm und der Herzogin abspielten, hat sich die nationale Geschichtsschreibung lange Zeit erbaut. Hier fand man ein Beispiel von unerschrockener Frauenwürde, das an Luises Namensvetterin, die preußische Luise, erinnerte. Würdig und standhaft wie kaum ein Mann sei sie dem Sieger begegnet. Sie selbst hat es vorgezogen, in einem Brief an ihren Bruder in französischer Sprache festzuhalten, der Kaiser habe sie zunächst «sehr unhöflich», *très-impoliment*, behandelt. Ein anderer Augenzeuge berichtet, Napoleon habe der an der Schlosstreppe oben auf ihn wartenden Fürstin lediglich zugeworfen: *Je vous plains, Madame* und hinzugefügt: *j'écraserai votre mari*. «Ich bedaure Sie. Ich werde Ihren Gemahl vernichten.» Und dann habe er sie stehen lassen und sich in seine Gemächer zurückgezogen.<sup>8</sup>

Am nächsten Morgen und bei einem zweiten Zusammentreffen am Abend des 16. Oktober zeigte der Kaiser sich immer noch ungehalten, aber doch gesprächsbereit. Und tatsächlich hat sich Luise nicht allzu sehr einschüchtern lassen und den wortreichen Vorwürfen Napoleons gegen ihren Mann sein traditionelles Bundesverhältnis zu Preußen sowie die Soldatenehre, die auch der Kaiser achten müsse, entgegengehalten. Dass Napoleon so ausführlich drohte, lässt aber vermuten, dass er wohl von Anfang an anderes vorhatte, als Weimar auszulöschen. Er begann



*Herzogin Luise, 1795*

sogar, der standhaften Herzogin persönlich ritterliche Komplimente zu machen, die er in Zukunft bei jeder Gelegenheit wiederholte. Seine wichtigste Forderung war sofortiges Erscheinen Carl Augusts vor ihm sowie umgehendes Ausscheiden aus dem Bündnis mit Preußen. Beides ließ sich so umstandslos nicht verwirklichen, denn eine Kommunikation mit dem Herzog bestand nicht, nicht einmal sein Aufenthaltsort war bekannt. Und so begann für die provisorische Weimarer Staatsleitung – nun «Conseil administratif» genannt – eine Nervenpartie über die Existenz des Herzogtums, die genau zwei Monate dauerte, bis am 15./16. Dezember 1806 in Posen ein Friede geschlossen und Weimar als «souveräner Staat» in den von Napoleon geleiteten Rheinbund aufgenommen wurde. Der Kaiser drohte, ja er tobte zuweilen, seine Umgebung, nicht zuletzt der Außenminister Talleyrand, dagegen begütigten und beruhigten. Carl August ließ sich zwar unverzüglich von Friedrich Wilhelm III. aus dem

preußischen Bündnis entlassen, was durch Briefe des Königs aus Magdeburg am 21. und Küstrin am 24. Oktober formell vollzogen wurde, doch der Herzog verstand es auch, sich allen Forderungen, nun endlich persönlich Napoleon aufzuwarten, immer wieder durch Langsamkeit zu entziehen. Dies trieb nicht nur die Weimarer Staatsmänner Voigt und Goethe schier zur Verzweiflung, sondern vor allem den jungen Geschäftsträger Friedrich von Müller – später als «Kanzler Müller» ein enger Freund Goethes –, der dem rasch von Sieg zu Sieg weiterstürmenden Kaiser bis tief nach Polen nachreisen musste, um die Friedensverhandlungen fortsetzen zu können und der mit lebhaften Schilderungen von seinen Audienzen beim Kaiser die Weimarer Führung immer wieder zwischen Angst und Hoffnung schweben ließ.

Dass Carl August und dann auch der Erbprinz entgegen dem Drängen vor allem Voigts und Goethes nicht gleich sprangen, um sich bei dem siegreichen Kaiser als Bittsteller zu präsentieren, zeigt mindestens ein empfindliches Standesbewusstsein. Erst am 30. November sprach der Herzog in Berlin bei Außenminister Talleyrand vor, und erst nach dem Jahreswechsel, Wochen, nachdem Frankreich ihn als souveränen Fürsten wieder anerkannt hatte, kehrte er in sein Land zurück. Aber verrät nicht Carl Augusts Zögern, in der dazumal hysterischen Stimmung in Weimar durchaus ungern gesehen, auch politischen Weitblick? «Unsere Lage zwischen Frankreich und Rußland ist sehr zweideutig», schrieb er am 5. Dezember aus Berlin an das Geheime Consilium. «Wir dürfen es nicht wagen, es mit Letzerm *ganz zu verderben!*»<sup>9</sup> Für den Fall eines später nötigen neuen Seitenwechsels konnte es nur gut sein, wenn man es sich erkennbar schwer gemacht hatte, ins Bündnissystem Napoleons einzutreten.

«Die Bestätigung unserer kleinen politischen Existenz ist für uns etwas Großes», schrieb Voigt am 9. November an den Gesandten von Müller. Diese Existenz war vorerst gerettet worden, aber der Preis war so gewaltig, dass sich Entsetzen einstellte. Weimar musste als Mitglied des Rheinbunds und faktischer Vasall Napoleons nicht nur ein Truppenkontingent von 800 Mann stellen, es musste sich nicht bloß zur Einquartierung von fast 80 000 Soldaten und 22 000 Pferden bis ins Frühjahr 1808 bereitfinden, sondern vor allem wurde ihm eine Kontribution von 2,2 Millionen Franken auferlegt, was den gemutmaßten Einkünften des Herzogtums von einem ganzen Jahr entsprach. Mit Kontributionen wie



*Christian Gottlob Voigt, 1804*

diesen – Preußen wurde im Tilsiter Frieden mit im Verhältnis sogar noch drückenderen Lasten belegt – finanzierte das siegreiche Frankreich seine gewaltigen Kriegskosten, und zugleich behielt es ein dauerhaftes Druckmittel gegen die Besiegten in der Hand, die immer wieder um Stundung und Milderung bitten mussten, am Ende übrigens durchaus vergebens. «Dieser wie ein Licht gleichsam ausgeblasene Wohlstand macht den Vaterlandsfreund, der so lange daran arbeiten half, sehr sehr traurig», lautete das bittere Resümee des Geheimrats Voigt am 14. Dezember.<sup>10</sup>

An all dem musste Goethe lebhaften Anteil nehmen. Er gehörte, obwohl er sich vom engeren politischen Tagesgeschäft längst zurückgezogen hatte, nach wie vor zum engsten Führungszirkel um den Herzog. Außerdem berührte ihn die Existenzbedrohung des kleinen Staates, mit dem er sich seit drei Jahrzehnten verbunden hatte, auch persönlich unmittelbar. Am Herzogtum Weimar hing zum allergrößten Teil Goethes Lebensunterhalt und zugleich seine Lebensform als Schriftsteller und Gelehrter: Längst war die geistige Infrastruktur des Landes auch auf

seine Bedürfnisse zugeschnitten, in Bibliotheken und Sammlungen, der Universität, dem Theater. Man hat oft von einem aristokratisch-bürgerlichen Kompromiss in Goethes Dasein als Autor gesprochen; vielleicht wäre es präziser, die Symbiose, in der er lebte, höfisch-akademisch zu nennen. Weimar und sein Hof standen dabei für die ästhetische Seite, hier fanden sich Anlässe, Bühnen und Publikum für seine Dichtungen (und auch für populärwissenschaftliche Vorträge), darüber hinaus Gelegenheiten für eine ausgreifende Kunstpolitik. In Jena mit seiner Universität dagegen fand Goethe als Naturwissenschaftler und Philologe seinen Ort, hier konnte er sich von gesellschaftlichen Verpflichtungen freihalten, mit Freunden und Kollegen debattieren, aufwendige Experimente durchführen, als Wissenschaftspolitiker am Ort und als Kritiker in der «Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung» das geistige Leben in ganz Deutschland beeinflussen.

Dieses in langen Jahren um Goethe herumgewachsene System war nie vorher und nie nachher so bedroht wie in den Wochen um die Schlacht von Jena und Auerstedt. Die Tagebücher, die Briefe und die im Alter verfassten Rückblicke der «Tag- und Jahreshfte» dokumentieren eine Anteilnahme, die sich von Tag zu Tag, bisweilen von Stunde zu Stunde verfolgen lässt. «Abends bei Sereniss. wegen einiger Besorgungen in dessen Abwesenheit.» «Bey Serenissimo zum Abschiede.» «Bey Geh.R. Voigt wegen der Zeitumstände». «Mittag in Niederroßla bei Serenissimo im Haupt Quartier». Das sind Tagebuchnotizen vom 16. bis zum 24. September. In den «Tag- und Jahreshften» schrieb Goethe noch zwei Jahrzehnte später von «sorgenvollen Verhandlungen» mit Voigt und einer «prägnanten Verhandlung mit meinem Fürsten im Hauptquartier Niederroßla».<sup>11</sup> Goethe scheint nicht zuversichtlich gewesen zu sein. Vier Tage vor der Schlacht dichtete er ein «Kriegslied» mit dem Vers «Ich hab mein Sach' auf nichts gestellt», was ihm sogar Wieland übel genommen haben soll.<sup>12</sup> Und am Vorabend machte er einen Spaziergang zum Lager der Preußen, wo ihn das allgemeine Chaos bedrückte. Auch Voigt war defätistisch. Schon am 4. Oktober schrieb er an Goethe: «Die besten Generals sagen, es sei ein bloßes Glück, worauf alles stehe und berechnet werden müsse. War aber das Glück bisher nicht immer auf der Seite des Gegenteils?» Und er gab zu bedenken: «Aber es ist nicht bloßes Glück; man spielt den Krieg so kundig wie ein guter Schachspieler auf dem Brett, und wir – sind neu und mehrköpfig.»<sup>13</sup> Es ist vor dem Hintergrund



*Goethe, 1806*

solcher Zweifel nicht verwunderlich, dass Goethe die Teilnahme seines Fürsten am Krieg durchaus skeptisch sah. Was sollte die Formulierung von der «prägnanten» Verhandlung sonst bedeuten? «Prägnant»: Das klingt nach «deutlich» und «unheilsschwanger».

In Jena hatte Goethe in der Woche vor der Schlacht nahen Umgang mit der preußischen Heeresführung, die er fast täglich zu Tisch sah. Am 2. Oktober musste er seine gewohnten Zimmer im Schloss für den Fürsten Hohenlohe, den zweiten preußischen Oberbefehlshaber, räumen; nach der Schlacht bezog Napoleon dann Goethes Zimmer. Der preußische Offizier Friedrich Ludwig August von der Marwitz hat in seinen Memoiren das Bild der Exzellenz gezeichnet, die beflissen war, «vom Gelehrten und Dichter nichts, sondern allein den Minister sehen zu lassen. Er erschien nicht anders als im Hofkleide und größten Staat. Gepudert und mit einem Haarbeutel, gesticktes Hofkleid und Weste, schwarze, seidene Beinkleider, weiße seidene Strümpfe, Galanteriedegen und ein kleines seidenes Dreieck statt eines Hutes unter dem Arm.» Und

dann folgt der Satz voller Standesdünkel, der Fontane so erbitterte: «Er war ein großer schöner Mann und verstand die Würde seines Ranges, wengleich nicht den natürlichen freien Anstand eines vornehmen Mannes, sich anzueignen.»<sup>14</sup>

Unterdessen musste Goethe den Obristen Massenbach, damals im preußischen Stab tätig, vor der Eselei bewahren, ein antinapoleonisches Pamphlet zu publizieren. Solche Vorsicht hatte gute Gründe: Wenige Wochen zuvor hatte Napoleon in Bayern den Verlagsbuchhändler Palm erschießen lassen, der den bitter franzosenfeindlichen Traktat «Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung» eines anonymen Verfasser verbreitet hatte. Massenbach hat dem Weimarer Geheimrat später sein Einschreiten gedankt. Ermüdet von den unentwegten politischen Debatten, beruhigte sich Goethe nach seiner Art abends bei dem befreundeten Verleger Frommann durch wissenschaftliche Gespräche und Zeichnen. Den hartnäckigen Willen, sich von der Politik nicht überwältigen zu lassen, bekundet auch der Umstand, dass Goethe als Theaterdirektor in Weimar noch am Abend des 13. Oktobers zum Unwillen der lustlosen Schauspieler und vor halbleerem, nur von einigen preußischen Offizieren besetzten Haus eine Komödie spielen ließ: «Fanchon, das Leiermädchen». Längst lagen, wie schon oft seit dem Winter 1805/06, wieder preußische Militärs einquartiert in Goethes Haus.

Die politischen Sorgen steigerten sich in der Nacht nach der Schlacht zur physischen Bedrohung. Goethe selbst hat sie nie in Worte gefasst – das «schrecklich» aus dem Tagebuch blieb der stärkste Ausdruck –, doch Goethes Mitarbeiter Friedrich Wilhelm Riemer, damals als Lehrer von Goethes Sohn August Hausgenosse am Frauenplan, hat die Vorgänge in seinen 1841 erschienenen «Mitteilungen über Goethe» detailliert und glaubwürdig dargestellt. Glaubwürdig ist dieser Bericht schon deshalb, weil er genaue topographische Vertrautheit mit Goethes Haus verrät, und weil er, nach Art guter Augenzeugen, präzise das selbst Gesehene vom Gehörten unterscheidet. Eine schöne Einzelheit mag das veranschaulichen. Beim Rückzug der Preußen hinter der Mauer von Goethes Garten, der sogenannten «Ackerwand», die übermannshoch war, erklärt Riemer: «Ich sah sie nicht, sondern hörte nur das Geschrei und bemerkte die Spitzen der Gewehre und sonstigen Waffen über der Gartenmauer hinschwankend.»<sup>15</sup> Wer so genau sieht, dem darf man wohl auch sonst vertrauen.